Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 29 (1942)
Heft: 10-11: St. Gallen I

Artikel: Das Erbe des heiligen Gallus
Autor: Lehmann, August
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-530409

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Erbe des heiligen Gallus

Die Klosterschulen.

Zehnuhrpause im inneren Klosterhof! — Ueber die hohen Treppen wimmelt es herunter von Buben. Schuhe klappern, Stimmen schwirren und zwitschern, wie wenn einem Riesenkäfig tausend Vögel entronnen wären. Nun ist auch der Letzte der Dreihundert unten gelandet und verschwindet mit seinem Znünibürli oder -apfel in der sich tummelnden Menge. Während die „Erstgixe" mit ihren 12 Jahren sich noch haschen und durch den Hof jagen, stehen die Fünfzehn- und Sechzehnjährigen schon in bedächtigen Gruppen beisammen. Ueberlegen schauen sie auf die vorbeiflitzenden Kleinen, die noch „Fangis" machen, während sie schon gewichtig die Häupter wiegen, wie wenn sie schwere Probleme zu wälzen hätten. Da und dort schreitet einer, selbstvergessen in sein blaues Heft starrend, dahin, bis er durch den Puff eines Vorüberstürmenden daran erinnert wird, dass es in der Pause gescheitere Dinge zu tun gibt als Vokabeln zu büffeln. So freut sich jeder in seiner Weise, für eine Viertelstunde der „quetschenden Enge" der Schulbank entronnen zu sein.

Von den hohen Mauerwänden des Hofes aber schauen still und gleichmütig die Jahrhunderte auf das zappelnde junge Leben zu ihren Füssen herab. Der Westflügel sieht mit vergitterten Fenstern recht ernst und in sich gekehrt darein. Denn hinter ihnen, in der Stiftsbibliothek, liegen, in ihre Gestelle und Winkel gebannt, die Schriftzeugen der Wissenschaft und Kunst eines Jahrtausends geborgen. Auf der Nordseite des Hofes läuft mit niederem Pultdach der Kreuzgang der Klosterkirche dahin. Unter den schweren Steinplatten seines Bodens ruhen viele Mönche des Stiftes. Ihre Seelen sind wohl längst in die Herrlichkeit des Himmels eingegangen. Ihre Leiber aber sind in Staub zerfallen und lassen stumm das ewig frische Lied der Jugend über sich ergehen, das vom Hof gedämpft zu ihnen herüber dringt.

Ueber der Mitte des Kreuzganges bricht die Kuppel der Kirche in einer mächtigen Wölbung in den Hof vor. In ihren Nischen stehen vier Heiligengestalten, unter ihnen der heilige Benedikt, der Ordensgründer, nach dessen weiser Klosterregel auch die St. Gallermönche lebten und wirkten. Milder Ernst spricht aus seinem Greisenantlitz, das sich in wallendem Barte gütig zur Erde herunter neigt. Scheint er nicht halbwegs versöhnt mit dem Schicksal seines Klosters, das freilich — mit Wehmut sieht er's — dahin ist, dessen Geist und Absicht aber in der Jugend da unten doch vielverheissend weiterlebt?

Im Giebelfeld über den Heiligen sitzt auf steinernem Throne der heilige Landesvater Gallus und nimmt die Huldigung des Bären entgegen. Er trägt gehorsam ein Stück Holz zum Bau der Hütte herzu und empfängt zum Lohn dafür einen Laib Brot. Ist diese einfach fromme Darstellung nicht das Sinnbild für das Wirken des Klosters inmitten des umwohnenden Volkes? Dieses beugte sich willig unter seine erhabene Grösse und schenkte ihm die Gaben von seiner Hände Arbeit. Jenes aber spendete ihm dafür das seelische Brot der himmlischen Gnade und der religiösen Unterweisung.

Ueber dem ungeheuren Dache des Kirchenhauses ragen die herrlichen Klostertürme empor. Sie beherrschen jeden Winkel des Hofes und jedes Fenster der weiträumigen Flügel, die ihn umschliessen. Auf den Gesimsen und Galerien der Türme sitzen derweilen die Tauben und äugen scharf in die Tiefe. Sie kennen sich genau aus im Stundenplan der Schule und warten auf den Augenblick, da der letzte Schüler verschwunden und wieder in die Schulbank eingespannt ist. Dann flattern sie eilig zum Boden herunter und halten Nachlese unter den Brosamen.

Dies also ist der Schulhof der katholischen Kantonsrealschule. Zu gleicher Zeit spielt sich, nur in etwas anderem Rahmen, eine ähnliche Schulszene ab. Jenseits des östlichen Flügels liegt der „Springbrunnen" oder mittlere Klosterhof. Er ist die Stätte, wo nach der Ueberlieferung der heilige Gallus bei der Schlucht der Steinach in die Dornen fiel und das Ziel seiner irdischen Wanderschaft erkannte. Hier liegt denn auch die Galluskapelle. Da promenieren unter den wachsamen Augen der ehrw. Schwestern die Schülerinnen der Mädchen-Sekundarschule um den Springbrunnen in der Mitte und freuen sich wohl ebenso sehr der Zehnuhrpause wie ihre jungen Kollegen von drüben. Sie führen sich freilich etwas sittsamer auf als jene, wohl weniger, weil sie es nicht auch anders könnten und möchten oder weil die beiden Türme da noch näher und mächtiger auf sie herunterblicken. Aber über der Galluskapelle liegen die Räume der bischöflichen Pfalz, von wo herab wohl etwa ein forschender Blick des Gnädigen Herrn auf ihnen ruhen könnte.

Die Mädchen-Sekundarschule ist eine spätere Gründung. Die „Katholische Kantonsschule" jedoch kann als ein direkter Nachfahr der einstigen berühmten Klosterschule betrachtet werden. Sie wurde vor mehr als hundert Jahren an Stelle des Katholischen Gymnasiums gegründet, das ehedem die Räume der früheren Abtei bewohnt hatte. Sie ist eine dreiklassige Sekundarschule und umfasst gegen 300 Schüler. Sie steht unter der Leitung eines geistlichen Rektors und zählt neben einem geistlichen Religionslehrer zehn weltliche Lehrer. Die Schule geniesst öffentlich-rechtliche Gleichstellung mit den übrigen Sekundarschulen der Stadt und des Kantons. Sie wird aber ausschliesslich durch den katholischen Konfessionsteil des Kantons St. Gallen (den gesetzlichen Erben des ihm bei der Aufhebung zugewiesenen Klostergutes) unterhalten. Da der damals gegründete Schulfonds den Bedürfnissen der mächtig gewachsenen Schulanstalt schon längst nicht mehr genügte, unterstützen ihn heute die Beiträge eines freiwilligen Schulvereins der stadtsanktgallischen Katholiken. Diese nehmen die Last der doppelten Besteuerung willig und gern auf sich, fördern die Schulen auch immer wieder durch grosszügige Vermächtnisse. Hinter all diesem edlen Opfersinn mag oft auch persönliche Dankbarkeit gegenüber der Schule und ihren Lehrern stehen. Letzten Endes ruht er aber immer auf der Erkenntnis, wie unentbehrlich, ja unschätzbar diese beiden Klosterschulen für das katholische Leben der Stadt St. Gallen sind. Sie sind die Quelle, aus der sich der katholische Geist immer wieder erneuert und stärkt und langsam, aber sicher an Boden gewinnt. Sie sind heute noch die einzigen rein katholischen Schulen der Stadt. Die katholischen Primarschulen, die früher da und dort in den Vorstädten bestanden, fielen vor 25 Jahren der Stadtverschmelzung zum Opfer.

Diese beiden Realschulen mit ihren 6—700 Schülern und Schülerinnen, die sich ganz aus sich selbst erhalten, bedeuten natürlich für die Stadt eine gewaltige finanzielle Entlastung. Wiederholte Bemühungen, dafür eine wenn auch nur bescheidene Subvention von ihr zu erhalten, sind bis jetzt gescheitert und werden so lange scheitern, bis das Eis einer erstarrten politischen Denkweise von selbst oder unter dem Anstoss äusserer Ereignisse auftaut. — So oder anders aber dürfen sich die st. gallischen Katholiken freuen, dass an dieser ehrwürdigen Stätte in den genannten Schulen in freilich viel bescheidenerer, aber wesensgleicher Form das Erbe des heiligen Gallus im benediktinischen Geiste des „Ora et labora" weiterlebt und Segen spendet.

Die Stiftsbibliothek.

Wenn ein „Erstgix" der Kath. Kantonsrealschule zum ersten Male seiner neuen Schule zuschreitet und dann vor den mächtigen Flügeln des Klostergebäudes steht, fragt er sich

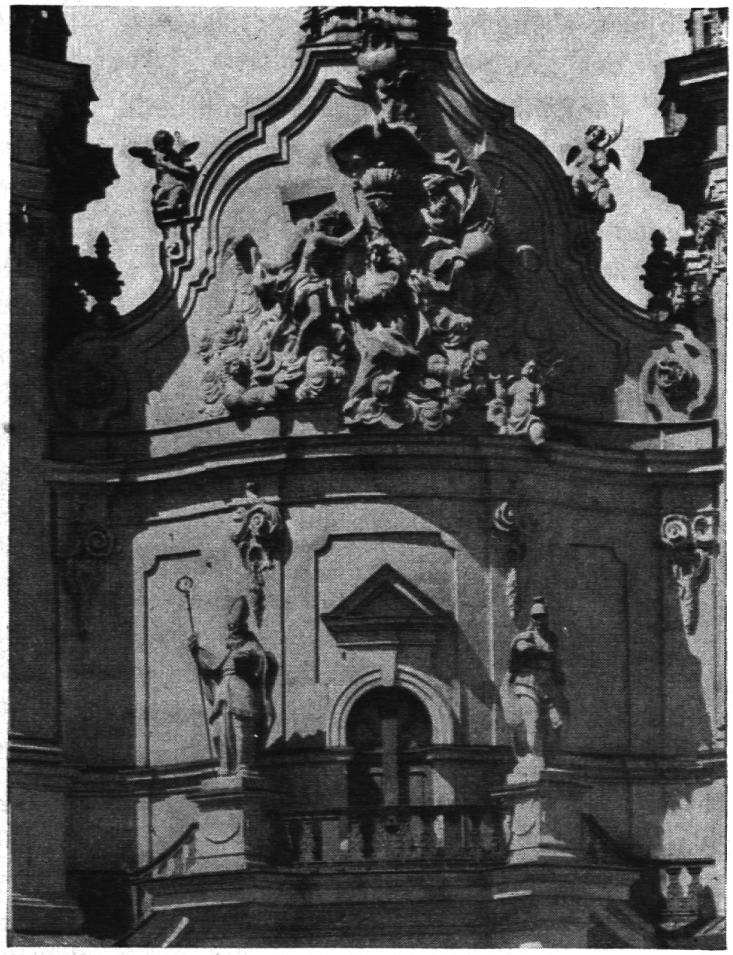
wohl, wo nun denn sein Schulhaus stehe. Und wenn er dann, etwas beklommen, die steinernen Treppen mit dem Marmorgeländer hinaufsteigt, wird er in dem ungewohnten Ernst der Umgebung erst recht nicht klug aus dem Schauplatz seines künftigen Schülerdaseins. Ueber dem Aufgang zum zweiten und dritten Geschoss, wo seine Schulzimmer liegen, findet er den lateinischen Spruch: „Nil foedum visu dictuve haec limina tangat intra quae puer est." (Juv. Sat. XIII) Auf deutsch: „Nichts Gemeines, weder fürs Auge, noch fürs Ohr, überschreitet die Schwelle, hinter der die Jugend lebt." Auf der anderen Seite sieht er sich vor einer einfachen Pforte, die man übersehen könnte, wenn nicht über ihr, bedeutsam und verschwiegen wie das Siegel eines Buches, das fürstäbtliche Wappen stünde. Dies ist der Eingang zur berühmten St. Galler Stiftsbibliothek.

Der St. Galler Klosterbezirk ist, von der Turmfassade des Domes abgesehen, in seinem Aeussern von einer fast schlichten Monumentalität, die ihre Kostbarkeiten hinter schmucklosen Mauern dem profanen Auge verhüllt. Wenn der Besucher der Klosterkirche zum ersten Male dem eintönig langen Kirchenhause zuschreitet, traut er ihm wohl kaum das kommende Erlebnis zu. Denn, durch das Hauptportal ins Innere tretend, sieht er sich mit einem Male in den herrlichsten Kirchenraum unseres Landes versetzt. Und ein nüchterner St. Galler, der tagaus, tagein am glatten Westflügel des Klosters vorbei nur seinem Geschäfte nachhastet, hat keine Ahnung davon, welches Wunderwerk sich hinter den dunkelvergitterten Fenstern der Stiftsbibliothek verbirgt.

So ist es auch hier. So schlicht der Eingang zur Bibliothek, so herrlich, was dahinter des Besuchers harrt. Durch einen langen Gang mit tiefen Fensternischen gelangen wir zum Eingang des Bibliotheksaales, über dem die zwei griechischen Worte: „Psyches Iatreion" — Heilstätte der Seele — stehen. Es brauchte der stillen Mahnung dieser Worte nicht, denn der Besucher bleibt in stummer Bewunderung gebannt, wenn er die Schwelle übertritt. Feierlich-prächtig öffnet sich der herrliche Raum vor ihm. Er ist von edlem Ebenmass, gross genug, um als Prunksaal von Macht und Glanz der fürstäbtlichen Herrschaft zu zeugen, und doch so massvoll in der Weite, dass er die geistige Intimität einer Bibliothek nicht verleugnet. Die Bibliotheksäle sind die Glanzstücke der Baukunst und Baufreude der Barockzeit. Die reichen Klöster jener daseins- und kunstfrohen Zeit setzten ihren Stolz darein, solche Räume für festliche Empfänge zu schaffen und sie zugleich mit dem Nimbus ihrer wissenschaftlich-künstlerischen Kulturmission zu veredeln. Einer der schönsten, wenn nicht der schönste von ihnen, ist der St. Galler Bibliotheksaal.

Zuerst nimmt uns die hohe, flache Decke gefangen, die mit dunkeln Bildern aus weissen und rosaroten Stukkaturen über den Raum dahinprangt. Sie stellen die vier ersten Konzilien dar, mit den grossen Kirchenvätern in den Zwischenräumen. Der pathetisch-grossartige Aufwand dieser Bilder, die leider durch die Zeit stark verdunkelt sind, fügt sich nurmehr schwer in die zarten Rahmen, welche die zierlich-eleganten Stukkaturen um sie legen. Von eigenartigem Reiz ist der Fussboden. Er ist das Spiegelbild der Decke, deren Linien und Flächen er mit weissen Feldern und schwungvoll gebogenen, dunkeln Fliesen wiedergibt.

Das Schönste aber in diesem Saale sind die Wände, die zwei Geschosse des Gebäudeflügels umfassen. Sie sind in ihrer ganzen Länge und Breite bis zur Decke mit braunrotem Nussbaumholz verkleidet und mit dunklen Intarsien verziert. Zwischen schlanken Säulen mit weissen Kapitellen oder zwischen Pilastern stehen die vielen Schränke eingebaut, aus denen die mattgoldenen Rükken der Bücher geheimnisvoll hervorleuchten. Zwischen den beiden Fenstergeschossen läuft eine prachtvolle Galerie um den ganzen Saal herum. Ihr Geländer ist ein Meister-



„Die Krönung Mariens" an der Turmfassade der St. Galler Kathedrale.

werk der Schreiner- und Schnitzarbeit. Es schwingt sich mit spielerischer Anmut um den Raum und löst die Flächen der Wände in fliessende Bewegung auf. Ueber den Schränken, die mit den Schwingungen der Galerie bald in den Saal vor-, bald zurücktreten, schaut da und dort ein neckischer Puttenkopf auf den Besucher herab. Es sind liebenswürdige Verkörperungen der guten Geister dieses Raumes, der Wissenschaften und Künste, deren Schätze wohlbehütet auf den Bücherregalen stehen. Bald ist es ein Astronom, der als Sterngucker sein Fernrohr zückt, bald der Geograph, der mit patschiger Kinderhand den Globus umfasst. Man möchte sie nicht missen, diese schelmischen Kobolde, die sich vor all der Pracht ringsum fast schüchtern in ihren kleinen Nischen bergen.

Wer die Stimmung dieses einzigartigen Raumes ganz erleben will, muss ihn an einem hellen Nachmittag aufsuchen, wenn die sich neigende Sonne von Westen durch die doppelten Fensterreihen hereindringt. Dann flammt es wie in leise gedämpfter Bewegung in ihm auf. Von dem edlen Holz der Säulen, Pilaster und Geländer leuchtet es in warmem Glanze und wirft einen hellen Schein an die dunkeln Bilder der Decke, die in dem Geflimmer der zarten Stukkaturen zu einem magischen Leben zu erwachen scheinen. Ueber dem Boden schwebt das Sonnenlicht in krausen Flecken und Kringeln und verwebt sich zauberisch seltsam mit den blanken Feldern und den braunen Sternen und Bögen.

In dieser herrlichen Schale nun, die für sich allein schon Hülle und Frucht darstellt, welch ein kostbarer Kern! War dieser Saal eine Stätte glänzender Repräsentation, die damit schon Zweck und Sinn erfüllte, so wurde sie darüber hinaus zum verschwiegenen Hüter der Wissenschaft und Kunst der Völker und Zeiten — ein Sinnbild äusserer Pracht und Geltung und zugleich ein Hort der stillen geistigen Einkehr. Verweilen wir daher

noch einen Augenblick bei der „Bücherstube" des einstigen Stiftes!

Seit dem Untergange der Fürstabtei hatte der Bibliotheksaal nur noch die eine grosse Aufgabe, die Handschriften und Bücher des früheren Klosters zu bergen. Die kostbarsten davon sind übrigens nicht im Hauptsaal, sondern in dem anstossenden Handschriftenkabinett verwahrt, das nur den zünftigen Gelehrten zugänglich ist. Seine Innenausstattung ist noch kostbarer als die des Saales.

Die St. Galler Bibliothek umfasst heute noch gegen 2000 Handschriften, die bis in das letzte Jahrhundert des weströmischen Reiches zurückgehen. Sie führen über die noch primitive irische Schreib- und Malweise zur st. gallischen Darstellungskunst, die ihr Vorbild bald weit überholte und im Folchart- und Sintrampsalter ihre Meisterwerke schuf. Nennen wir weiter, um nur bei den berühmtesten Namen zu bleiben, die Werke von Dichtern und Gelehrten: die Sequenzen des Notker Balbulus, die Verdeutschungen des Notker Teutonicus. — Ein seltenes Beispiel st. gallischer Schnitzkunst: die Elfenbeintafeln Tutilos zum Evangelium longum. — Unter den fremden Handschriften: das Nibelungenmanuskript aus dem Nachlass des Aegidius Tschudi.

Ein einzigartiges Dokument ist das Original des Klosterplanes des Abtes Gozbert aus dem Jahre 820. Dieser Grundriss ist später beispielhaft für die Anlage der Benediktinerklöster geworden.

Zu guter Letzt empfände es der Schreiber dieser Betrachtung fast als eine Unterlassungssünde, wenn er nicht noch der berühmten Mumie gedächte, die der Bibliotheksaal birgt. Sie gelangte auf mancherlei Umwegen aus Aegypten nach St. Gallen und fand schliesslich hier eine neue Ruhestätte für ihren nun schon 2½ Jahrtausende dauernden Todesschlaf. Sie ist ja damit nicht gerade dorthin gelangt, wo sie hingehört und hat mit den Manuskripten und Büchern ihrer jetzigen Umwelt auch nicht im Traume etwas zu tun. Aber da es nicht jedermanns Sache ist, nach Aegypten zu reisen, um sich eine Mumie anzusehen, ist sie doch auch nicht zu verachten. Wer weiss! — Vielleicht hat sie schon manchem, der nur ihretwegen ins Kloster heraufkam, statt des erwarteten Todesschauers bei ihrem Anblick das unerwartete Erlebnis des herrlichen Saales beschert.

Die Stiftsbibliothek ist ein unvergleichliches Kleinod im Erbe des heiligen Gallus. Sie steht zwar nicht, wie die Jugend unserer Klosterschulen, im Pulsschlag des raschen Lebens, noch, wie die Domkirche, im Blickpunkt des gesamten katholischen Volkes von Stadt und Land. Sie ist ein Edelstein, der im Verborgenen nur dem leuchtet, der ihn sucht.

Die Kathedrale.

Wenn der St. Galler auf einer der aussichtsreichen Höhen steht, die seine Stadt in reizvoller landschaftlicher Eigenart umschliessen und auf das Häusermeer zu seinen Füssen niederschaut, wird sein Blick immer wieder nach ihrem Mittelpunkte, der herrlich ragenden Domkirche gezogen. Man mag die ganze Stadt umwandern, überall beherrscht sie das langgezogene Stadtbild. Breit und mächtig, fast zu gross für die enge Talsohle, steigt sie, von Norden oder Süden gesehen, über die Niederungen der Dächer empor, während dem von Osten Nahenden die Türme fast zierlich leicht und schlank dem Himmel zustreben. Sie ist das schönste und ehrwürdigste bauliche Wahrzeichen der Ostmark unseres Schweizerlandes. Als ein Denkmal vergangener Grösse erinnert sie an die Geschichte des einstigen Klosters, das Stadt und Kanton den Namen, der Landschaft das Christentum und mit ihm Gesittung und Bildung schenkte.

Aber es ist, vor allem für den katholischen St. Galler, nicht einmal so sehr das äussere Bild des Domes, das ihn gefangen nimmt. Es ist die religiös-geistige Suggestion, die von dem erhabenen Bauwerk ausstrahlt. Ob er in

einer stillen Feierabendstunde auf der Höhe steht und rückwärts schweifenden Gedanken Einkehr gewährt oder in der Enge der Strassen seinem Geschäfte nachgeht und ihm nur ab und zu die Türme wie eine flüchtige Erleuchtung seinen Alltag erhellen — immer ist es die gleiche Erinnerung an die vergangene Grösse seines Klosters, die wehmütig-beglückend in ihm anklingt, aber auch mahnend mit ihrer unvergänglich religiösen Gedankenwelt zu ihm spricht. So sind die Klostertürme ihm zum doppelten Symbol geworden, zum baulich-landschaftlichen Symbol der Heimatstadt und zum verpflichtenden Symbol einer religiös-geistigen und künstlerischen Hochkultur. Dieses ist allgegenwärtig in ihm. Es belichtet jede Regung von Heimatgefühl, die er empfindet. Es begleitet ihn wie ein stummer und doch beredter Mentor in die Ferne und knüpft ein unlösbares Band der seelischen Gemeinschaft mit seiner engeren Heimat.

Es ist ein Glücksfall sondergleichen, dass die Kathedrale in dieser herrlichen Gestalt heute überhaupt besteht. Ihre Bauzeit begann dreissig Jahre vor dem Ausbruch der Französischen Revolution, die den Untergang des Klosters herbeiführte. Hätte nicht einer der letzten Fürstäbte in kluger Voraussicht und Sparsamkeit die Mittel zum Bau einer neuen Klosterkirche bereitgestellt, wäre unser Land heute um dieses unvergleichliche Bauwerk ärmer.

Die heutige Kathedrale steht an der gleichen Stelle, wo einst die doppeltürmige Kirche im Klosterbau des Abtes Gozbert zu Anfang des neunten Jahrhunderts errichtet wurde. Bei der vor kurzem abgeschlossenen Aussenrenovation des Domes entdeckte man die Fundamente der beiden Rundtürme jener Kirche, die damals auf der entgegengesetzten Seite, also im Westen standen. Im fünfzehnten Jahrhundert trat nach einem Brande, der sie zum grössten Teil zerstörte, ein gotischer Neubau an ihre Stelle. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts aber, unter der Regierung des drittletzten Fürstabtes des Klosters, Abt Cölestins II., erstand in zehnjähriger Bauzeit der heutige Bau, dessen Innenausstattung sich dann noch bis gegen das Ende des Jahrhunderts hinzog.

*

Wandert man vom Marktplatz durch eine der schmalen Quergassen den Klostertürmen zu, die mit ihren vergoldeten Spitzen da und dort über die Dächer herüberblinken, öffnet sich mit einem Male überraschend der Klosterhof. Aus der knappen Enge der Altstadt, deren Häuser sich in- und übereinander drängen, treten wir, wie aus dem Dunkel ins Helle, in den verschwenderisch weiten Raum hinein. Hier, wo der Klosterbezirk fast die Hälfte der kaum 500 Meter breiten Talsohle einnimmt, tritt anschaulich zutage, wie so ganz diese Stadt aus der einstigen Zelle des grossen Einsiedlers herauswuchs.

In einem Rechteck von gegen zweihundert Metern Länge erstreckt sich der Klosterplatz in der Hauptrichtung der Stadt, von Westen nach Osten. Während im Norden und Westen die Häuser der Stadt nahe an ihn heranrücken, schliesst ihn im Osten der Flügel der ehemaligen fürstäbtlichen Residenz ab. Dies ist das heutige Regierungsgebäude des Kantons St. Gallen. In imposanter Ruhe und Würde, nur durch den Mittelbau massvoll gegliedert, schaut die mächtige Front auf den weiten Platz hernieder. Von den hohen Bogenfenstern des ehemaligen fürstäbtlichen Thronsaales, der heute Grossratssaal ist, fällt der Blick voll auf die Turmfassade der Domkirche.

Der Fremde, der durch den Torbogen unter diesem Saale dem Klostergebäude zuschreitet, hat das schönste Erlebnis vor sich, welches das äussere Bild dieser Stadt ihm zu bieten vermag. Aus dem Halbdunkel des Torweges heraustretend, steht er geblendet wie vor einer Vision. Strahlend hell und majestätisch steigt die steinerne Pracht der Türme vor ihm empor. Ueber der einfach-monumentalen Weite des Hofraumes mit den

Das Innere der St. Galler Kathedrale.

schlichten Höhenlinien der Flügel prangt sie in fast verschwenderischem Reichtum vor dem verblüfften Auge.

Diese berühmte Turmfassade vereinigt unnachahmlich schön Kraft und Wucht des Aufbaus mit spielender Eleganz der Einzelformen. Breit und mächtig setzen die beiden gegen siebzig Meter hohen Türme am Boden an und steigen in drei durch Gesimse und Galerien scharf ausgeprägten Stockwerken zu den schöngeschwungenen Kuppeln empor. Die in den Ecken stehenden Pilaster und Säulen aber lösen die Schwere der horizontalen Linien wieder auf und führen die Türme leicht und ungezwungen in die Höhe. Unvergleichlich, wie sie sich dabei von Geschoss zu Geschoss unmerklich verjüngen und die steigende Bewegung über die Kuppeln zu den vergoldeten Kugeln und Kreuzen leise ausklingt.

Die Türme sind durch ein anmutig beschwingtes Mittelstück mehr lose als organisch miteinander verbunden. Aus seinem Giebelfeld mit dem zierlichen Dachreiter darüber tritt in wogender Bewegung ein herrliches Relief hervor. Es stellt die Krönung Mariens dar. Auf den zwei mächtigen Säulen, die den Mittelbau bis gegen den Giebel hin hochführen, stehen die Riesenstatuen des heiligen Mauritius und des heiligen Desiderius. Unendlich malerisch in Haltung und Gebärde thronen die beiden Gestalten in der Höhe und verleihen der vorgewölbten Fassadenmitte eine pathetische Bewegung.

Diese Turmfassade ist das äussere Prunkstück der St. Galler Kathedrale. Sie ist lediglich zur Zierde hieher an die Ostfront gestellt, ohne ihre eigentliche Aufgabe, das Hauptportal der Kirche aufzunehmen, zu erfüllen. Dieses müsste wie früher mit den Türmen im Westen stehen, wo ihm aber die angrenzende Klostermauer den Raum verwehrte.

Am Reichtum der Ostfassade gemessen, erscheint das gegen hundert Meter lange Schiff der Kirche fast übertrieben einfach. Nur die in der Mitte und nach oben wuchtig ausgreifende Kuppel unterbricht die etwas eintönige Flucht der vielen Fenster. Diese war übrigens im ursprünglichen Plane durch eine Galerie im Innern geteilt. Die Kosten des Riesenbaus, der fast gleichzeitig mit der Stiftsbibliothek errichtet wurde, zwangen dann diese einfachere Lösung auf.

Das Hauptportal steht ganz ungewohnt überhaupt und bei einer Barockkirche im besonderen in der Mitte der Längsseite. Es wäre grossartig in der Wirkung, wenn man diesen mächtigen Kirchenraum von Westen her betreten und in seiner ganzen Länge und Weite überblicken und abschreiten könnte. Aber dies war, wie schon erwähnt, bei der Enge des Raumes nicht möglich.

Betreten wir nun durch das Hauptportal das Innere. Ueberrascht bleiben wir stehen. Frei und weit wie das Himmelsgewölbe selber nimmt uns die gewaltige Kuppel auf, und jeder Schritt, den wir vorwärtstun, führt uns weiter in feierliche Sonntagsfreude hinein.

Die Stiftsbibliothek in St. Gallen. Erbaut von Peter Thumb aus Konstanz (1681—1766).

Hoch über uns wölbt sich der blaue Himmel des mächtigen Kuppelgemäldes, auf dem gegen hundertfünfzig Heilige und Engel die Freuden der „Acht Seligkeiten" darstellen. Bald wie in Verzückung gebannt, bald in Verklärung gelöst und entrückt, schweben sie über die seligen Höhen dahin. Zuversichtlich fromme Freude strömt von ihnen herab auf den kleinen Menschen, der hoffend und ahnend zu ihnen emporblickt. Fühlt er sich nicht mit einem Male wie aus der Enge seines erdgebundenen Daseins enthoben und der Gemeinschaft der Seligen nahegerückt? — Eines ist gewiss! Dies ist keine Stätte, um in dumpfer Ergebung Gebete zu murmeln und bohrenden Gedanken über sein Seelenheil nachzuhängen, wie etwa im mystischen Dunkel einer romanischen Kirche, noch, wie im steilen Höhenflug eines gotischen Domes, den Anschluss an Gott gleichsam zu ertrotzen. — Hier ist er da! Alle Probleme der Erdenschwere scheinen hier gelöst, der Blick in den Himmel offen, die Sehnsucht des Frommen gestillt.

Nach der ersten Ueberraschung sucht sich der Betrachter nach dem gewohnten Schema zu orientieren. Aber er sieht erstaunt um sich. Er ist unschlüssig, wo er nun das Schiff, wo den Chor suchen soll. Die Kuppel thront so beherrschend über der Mitte des Raumes, der von ihr gleichmässig nach den Seiten ausschwingt, dass es eitle Mühe scheint, nach einem anderen Mittelpunkte zu suchen.

Der Barockstil, in welchem die St. Galler Kathedrale gebaut ist, strebt nach grossen, weiten Kirchenräumen. Diese Absicht ist hier vollkommen wie kaum anderswo erreicht. Die Kuppel steht genau in der Mitte des Kirchenhauses. Die beiden nach Osten und Westen sich anschliessenden Flügel des Hauptschiffes wie der Nebenschiffe sind in Form und Grösse einander völlig gleich, so dass Chor und Schiff ohne weiteres miteinander vertauscht werden könnten. Der Chor (er ist in Wirklichkeit gar keiner, sondern nur die andere Seite des Schiffes), der sonst gegenüber dem Schiffe gewöhnlich verschmälert und auf alle Fälle deutlich erhöht ist, wird hier nur durch zwei bescheidene Stufen angedeutet, die zu ihm mehr hinüber- als hinanführen. Selbst das prachtvolle eiserne Gitter, das ihn gegen die Kuppel hin abschliesst, vermag kaum trennend zu wirken.

Geradezu kühn setzte sich hier der Baumeister über die althergebrachte Zweiteilung in Schiff und Chor hinweg und dachte nur an die künstlerische Wirkung des Ganzen. Dafür entstand aber ein Tempelraum von grossartiger Weite, in welchem das Auge ungehindert über die ganze Flucht der ragenden Gewölbe dahinschweift, die in hohen Bogen den Schwung der Kuppel nach vorn und hin-

ten fortpflanzen. Die hellen, luftigen Farben der Deckenbilder, die jubelnde Bewegung der unzähligen himmlischen Gestalten entführen den Beter in lichte Himmelshöhen. Ueber dem spielerisch leichten Rokokoschmuck der Kapitelle, Ranken und Girlanden vergisst er ganz die Schwere der Pfeiler, welche die Gewölbe tragen und Hauptschiff und Seitenschiffe trennen.

In diesem Barocktempel steht alles im Dienste der einen beherrschenden Idee, dem Gläubigen die Herrlichkeit des Himmels vor Augen zu führen. Alles, was da schmückt und ziert, ist nicht für sich selber da, es verliert sein Eigendasein und geht selbstvergessen in der Gesamtwirkung auf. So schön die Deckenbilder im einzelnen sein mögen und so zierlich die weissen Rosengirlanden, die sie zwanglos und heiter umrahmen, sie verblassen für sich immer wieder vor dem schweifenden Auge und entschweben in die Weite des Raumes, in dem sie, wie die Wolke am Himmel, nur als Kulissen stehen. Selbst die vielen Engelsköpfe, die neckisch schön und doch fromm von den Pfeilern und Bogen herunter winken, sind nur zarte Stimmchen in der rauschenden Musik, die durch die herrliche Kirche geht.

In ihrer schwungvollen Architektonik ahnt das Auge die Klangfülle, mit der die wirkliche Musik mit ihren Stimmen und Instrumenten das Ohr beglücken wird. Es ist, wie wenn ihre Töne in den Gewölben oben noch leise nachklingen, im Raume weiter schweben und im nächsten Augenblick wieder die volle Orgel durch ihn dahinbrausen würde. Und das Auge täuscht das Ohr wirklich nicht. Dieser Innenraum ist von grossartiger Akkustik, in welcher der leiseste Stimm- und Musikton über sich selbst hinauswächst und zu ungeahnter Fülle anschwillt.

Zu wahrhaft glanzvollem Leben aber erwacht er, wenn eine Messe von Mozart oder Haydn in ihm erklingt. Da verschmelzen Raum und Musik, aus der gleichen Zeitstimmung herausgeboren, in eins und entrücken den Zuhörer aus Zeit und Raum seiner eigenen Umwelt. Selbst die Putten an den Gewölben werden da lebendig und stimmen ihre Instrumente. Zu den Seiten der Orgelempore schweben je zwei in der Höhe. Der eine bläst mit vollen Backen in seine Trompete, während der andere die Pauke dazu schlägt. Kaum können sie ihre Freude bändigen, wieder einmal nach Herzenslust in ihrer Weise zu musizieren und mit Chor und Orchester einzustimmen in den Psalm: „Lobpreiset den Herrn mit Posaunenklang! Lobt Ihn mit Zithern und mit Harfen!"

Es geht in unserer Zeit eine Bewegung durch die katholischen Lande, welche die Kirchenmusik wieder in die strengeren, geradlinigen Formen der Liturgie zurückführen will. Das Orchester soll als kirchenfremd daraus verbannt und nur die menschliche Stimme und die Orgel zugelassen sein. — Ein durchaus ernst zu nehmendes und würdiges Beginnen, das keinen ernsthaften Jünger der heiligen Cäcilia verletzen kann. Wenn man da und dort glaubte, kein Hochamt mehr ohne Geigen und Trompeten würdig begehen zu können, wird da ein Eingriff Musik und Gottesdienst nur läutern und vertiefen. An der St. Galler Kathedrale wurde hierin von jeher weises Mass gehalten. Nur an den zwei oder drei höchsten Kirchenfesten des Jahres, vorab am Gallustage, kam jeweilen eine der grossen Orchestermessen zur Aufführung, wobei das Berufsorchester eine des Festes und der Kirche würdige Darbietung verbürgt. In dieser Form und Beschränkung dürfen sie wohl weiterbestehen, sind sie doch im Einklang mit der Herrlichkeit des Raumes nicht nur ein wahrhaftes „Hohes Lied" zum Preise des Allerhöchsten, sondern auch eine dankbare Huldigung an jene letzten grossen Gestalten des Gallusklosters, die grosszügig und selbstlos fast ihr Letztes hergaben, um im Geiste ihrer Zeit Gott dem Herrn und seinen Gläubigen dieses unvergleichliche Haus zu erbauen.

Kehren wir nach dieser Abschweifung, die man einem alten Cäcilianer zugute halten möge, zu unserem Rundgange durch die Kathedrale zurück!

Etwas vom Schönsten in ihr sind die malerischen Durchblicke aus den Seitenschiffen über die Gewölbebogen zur Kuppel hin. Da ist uns zu Mute, wie wenn wir da und dort einen Ausschnitt des Himmels erhaschen und einen verstohlenen Blick in seine Herrlichkeit hineintun könnten. Dies war ja eben das Ziel der barocken Kirchenbaukunst. Sie wollte in der Schönheit des von himmlischen Heerscharen erfüllten Kirchenraumes das Gemüt des Menschen mit der Ahnung der künftigen Seligkeit beglücken.

Ein aufmerksamer Rundgang durch die Kirche enthüllt erst die Kostbarkeiten der inneren Ausstattung: So über den Durchgängen der Seitenschiffe um die Kuppel die acht schönen Reliefs mit Darstellungen aus dem Leben des heiligen Gallus. — In den Seitenschiffen die sechzehn Beichtstühle. Aus ihrem reichen Schnitzwerk schauen die Putten mit so gewinnendem Lächeln herunter, dass dem härtesten Sünder vor dem Beichten leichter ums Herz wird.

Das Glanzstück des Innern aber sind die Chorstühle, die je zwei Joche des vorderen Chorraumes verbinden und ihn nach den Seiten abschliessen. In drei elegant geschwungenen Sitzreihen steigen sie gegen die Rückwand an, deren zahlreiche Füllungen mit kostbaren Intarsien eingelegt sind. Ihre Figuren überraschen durch die Fülle der Erfindung, die nirgends Wiederholungen zulässt. Darüber, wie Gemälde in mattgoldenen Rahmen, je fünf grosse Relieffelder mit Bildern aus dem Leben des heiligen Benedikt, des Ordensgründers. Aus hellbraunem Holz geschnitzt, treten die edeln Gestalten, wie redend und handelnd, aus den Feldern in den Raum heraus. Sie erfüllen ihn mit reichem und doch gedämpftem Leben, über das der milde Glanz des alten Holzes einen Strahl von Wärme wirft. Hochfeierliche Festlichkeit liegt über diesem Chorgestühl, in dem die ehrwürdigen Klänge der beiden alten Orgeln nachzuklingen scheinen, die sie krönen.

Der Hochaltar, der erst im Jahre 1810 errichtet wurde, gehört schon einer ganz anderen Stilperiode an. In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, namentlich unter Fürstabt Beda, brachen schwere Zeiten über das Kloster herein. Jahre des Misswachses führten zu Hungersnöten, welche die Geldmittel der Abtei aufzehrten. Auch lähmte die von Frankreich ausgehende Unruhe und der schliessliche Ausbruch der Französischen Revolution allenthalben die Bautätigkeit. So blieb manches geplante Werk der Innenausstattung der Kathedrale ungeschaffen. Als aber der Sturm der Revolution verbraust war, hatte sich mit der politischen Neuordnung auch ein neuer Stil in der Baukunst durchgesetzt, der Empirestil, der sich an die Bauweise der alten Griechen und Römer anlehnte.

Diesem Stil gehört der Hochaltar, wie übrigens auch die grosse Orgelempore, an. In dem strengen Ernst ihrer vier schwarzen Basaltsäulen und der grauen Wände bildet er einen fremdartigen Gegensatz zu dem reich bewegten Leben, das die Kirche durchflutet. Aber gerade dieser Gegensatz verleiht ihm auch den Ausdruck erhabener Ruhe und Sammlung, wie er vom Hauptaltar, dem Mittelpunkt des Gottesdienstes, ausstrahlen soll.

Diese Verschiedenheit der Stilformen im gleichen Gotteshaus muss man bedauern, weil dadurch die künstlerische Einheit gestört ist. Man kann sich aber, sofern jede Stilepoche würdig vertreten ist, damit versöhnen in dem Gedanken, dass dadurch an einem für die Jahrhunderte bestimmten Kunstwerke der ewige Wandel der Zeiten denkwürdig zur Darstellung kommt. In der Stiftsbibliothek liegt übrigens, nebenbei bemerkt, heute der Plan zu einem Barockaltar, der in einem Dorfe des Fürstenlandes entdeckt wurde. Man ist zur Annahme geneigt,

dass er vielleicht ursprünglich für die Stiftskirche bestimmt war. Ja, man beschäftigte sich seinerzeit ernstlich mit dem Gedanken, den fehlenden Altar nachträglich nach diesem Plane zu errichten. — Ein kühnes Unterfangen, ein Bildwerk nachschaffen zu wollen, das aus dem künstlerischen Geiste einer längst vergangenen Epoche geplant wurde und ein Einfühlungsvermögen erfordert, das unseren heutigen Bildhauern wohl abgeht. Es blieb denn auch beim blossen Gedanken. Es wäre freilich wie die noch fehlende Krönung des Innenraumes, wenn seine künstlerische Harmonie erreicht werden könnte. Denn es ist nicht zu leugnen, dass der heutige Hochaltar in seinen Linien und Farben sich recht fremd ausnimmt da drinnen. Ausserdem verengt er merklich den Chor und verdunkelt und verkürzt den Ausblick zu ihm hin. Der kommenden Generation, die vor der neuen, grossen Aufgabe der Innenrenovation der Kathedrale stehen wird, müssen diese Nachteile noch stärker in die Augen fallen, wenn der Kirchenraum sich wieder in seinen ursprünglichen Farbtönen darbietet. Wände und Pfeiler waren damals von blankem Weiss, die Stukkaturen in zartem Grün, die Fenster alle farblos, dazu die Deckenbilder heller und leichter. Da erschien der Raum noch viel höher und weiter und muss sich überwältigend gross über dem stillen Beter dahingewölbt haben.

Zum Schlusse unserer Betrachtung einen guten Rat! Wer das Innere der Kathedrale in seiner vollen und unverfälschten Pracht erleben will, stelle sich vor dem Aufstieg zum Hochaltar auf. Von hier, aus dem dunkleren Chor (die ursprünglichen Deckenbilder wurden hier bei einer Restauration durch ungeschickte und schwerfällige Uebermalung zerstört), schweift das Auge aus dem Dunkel ins Helle und überblickt mit einem Male die tempelhafte Grösse des Raumes. Hier erkennt man auch das edle Mass des Schmuckes, der ihn ziert. Es ist nirgends ein Prunk, der aufdringlich nur für sich selber wirken will. So reizvoll jedes Stück für sich selber und an seinem Orte ist, sie schwingen alle mit in der grossartigen Bewegung, die über die Gewölbe wie auf offenem Himmelsplan dahin führt.

Verlassen wir die Kathedrale durch eines der Seitentore im Westen, wo einst die Klostermauer vorbeiführte, nimmt uns der Lärm der Strasse gleich wieder gefangen. Die da vorbeihasten, haben keine Ahnung, dass, hoch über dem Platz, an der bescheidenen Westfront, wohl das schönste Bildwerk der Klosterkirche steht. Es ist eine Statue der Immaculata. Aus ihrer schönen Nische schaut sie still und holdselig auf das törichte Gewimmel zu ihren Füssen hernieder.

*

Wer so durch die Domkirche gegangen, ist der Bewunderung voll über das herrliche Bauwerk, welches das berühmte Kloster, sozusagen in letzter Stunde vor seinem Untergange, der Nachwelt schenkte. Die Katholiken von Stadt und Kanton St. Gallen, die Erben des heiligen Gallus, haben sich dieses Geschenkes würdig erwiesen. Denn in zehn Jahren, von 1928 bis 1938, haben sie mit einem Kostenaufwand von gegen zwei Millionen Franken eine durchgreifende Erneuerung des ganzen Aussenbaus der Kathedrale durchgeführt. Sie geschah nach den strengen Grundsätzen, die heute in unserem Lande für jede gewissenhafte Renovation eines solchen Kunstwerkes gelten. Die Ehrfurcht vor dem Werk soll jeden willkürlichen Eingriff vermeiden und es der Nachwelt in der unverfälschten überlieferten Gestalt weitergehen. Ausser der sorgfältigen Erneuerung der schadhaft gewordenen Teile aber soll es mit allen technischen Mitteln unserer Zeit vor den zerstörenden Einflüssen der Witterung gesichert werden. Dies alles ist hier in der denkbar besten Weise geschehen. Nach dem Urteil der Sachverständigen ist die Renovation der St. Galler Kathedrale vorbildlich und wegweisend für kommende Auf-

gaben ähnlicher Art. Dies ist edler Dienst am Glauben und an der Heimat.

*

Unsere Gedanken wandern 1300 Jahre zurück. — Waldwildnis überall! Von den Felsen im Süden stürzt das Flüsschen Steinach durch eine Schlucht in die Tiefe. Wo es die Talsohle erreicht, steht einsam eine Zelle, rohgezimmert und notdürftig gedeckt. In ihr kniet und betet der heilige Gallus, eine hagere Gestalt in wallendem Bart. In einer Tasche um den Leib trägt er das Evangelienbuch und andere lateinische Handschriften, die ihm für das tägliche Gebet und die Predigt dienen. Mit ihnen und seiner herben Frömmigkeit durchleuchtet der Heilige die Wildnis und sät in ihr den Samen des Christentums.

Heute, nach mehr als einem Jahrtausend, wölbt und türmt sich über der Stätte der einstigen Zelle eine herrliche Kirche, die weit und breit ihresgleichen sucht. Aus der schlichten Büchertasche des grossen Heiligen aber ist eine kostbare Bibliothek geworden, welche die Wissenschaft und Weisheit von Jahrhunderten birgt. — Aber mehr und kostbarer als dies: Aus der einfachen Zelle des Einsiedlers in der Wildnis ist eine mächtige Gemeinde von Gläubigen erwachsen, die in blühenden Pfarreien nach seinem Glauben weiter lebt und wirkt.

Dieses schönste Erbe des heiligen Gallus liegt mit allen anderen heute in treuen Händen und möge durch seine Fürbitte weiterleben durch die Jahrhunderte.

St. Gallen. *August Lehmann.*

Literatur:

Das Kloster St. Gallen von Bischof Aloysius Scheiwiller †.
Kolumban und Gallus von Fritz Blanke.
Der mittelalterliche Mensch von Hofmann.
Deutsche Dichter des lat. Mittelalters von Winterfeldt.
Die Stiftsbibliothek St. Gallen von Dr. Ad. Fäh (Neujahrsblatt des Historischen Vereins).
Die Ekkehard-Chronik von St. Gallen (Casus Sancti Galli), in deutscher Uebersetzung — von Pl. Bütler.
Kloster und Stadt St. Gallen im Spätmittelalter von Dr. W. Ehrenzeller.
St. Gallen im Zeitalter des Klosterbruchs und des St. Galler Krieges von Dr. W. Ehrenzeller.
St. Gallen und Appenzell, Bd. 7 der Sammlung „Die Schweiz in Lebensbildern".

Von Gallus zu Notker

(Vom Werden einer Kultur.)

Wie sollte es den, der Volk und Heimat liebt, nicht stets von neuem drängen, die Verbindung herzustellen zwischen Vergangenheit und Gegenwart! Gonzague de Reynold wird nicht müde, es uns wieder einzuhämmern: Die Gegenwart ist nur ein flüchtiger Augenblick im Leben eines Volkes, ist ein Blatt zwischen Himmel und Erde, das der Wind verweht. Was wir sind und bedeuten, was wir vor Gott, der Welt und uns selbst als Volk gelten, das ist nicht unsere Leistung allein, sondern ebenso das Erbe von 30 bis 40 Generationen, das wir treulich verwalten. Gewiss haben wir Grund genug, uns kraftvoll und mutig mit der etwas aus den Fugen geratenen Gegenwart zu beschäftigen. Aber wenn dies recht geschehen soll, müssen wir sorgsam aus der Vergangenheit heraus weiter entwickeln, aus den uns innewohnenden Grundkräften heraus. Die erste dieser Grundkräfte, die hier ein gutes, beneidetes Volk entstehen liessen, ist das Christentum, die zweite aber ist aus diesem abgeleitet und heisst: Freiheit.

Wohl auf keinem deutschstämmigen Raum sind die Grundlagen zu einer günstigen Entwicklung des Christentums so gut gelagert gewesen wie auf dem der heutigen Schweiz und besonders auch in unserem engern kleineren Staatsgebilde des Kantons. Als die Alamannen hier ums Jahr 400 anfingen einzuwandern, trafen sie vielerorts bereits keltisch-römische und rätisch-römische christliche Gemeinden, die sich freilich gegenüber früher in der Bevölkerungszahl gelichtet haben mochten, weil man sich dem eindringenden Barbaren gegenüber nicht immer eines Guten versah.